

(Nachdruck verboten.)

## Der Schiffsjunge.

15] Eine Seegeschichte von Peter Egge.

Einzig autorisierte Uebersetzung von E. Brausewetter.

„Sie haben wohl noch niemals eine große Stadt gesehen, Benn?“

„Ja, Sie haben doch wohl nichts dagegen, daß ich Sie Benn nenne?“

„Nein, Frau Kapitän, Sie können mich doch nicht . . .“

„Frau Kapitän! Warum sagen Sie so? Mein Name ist Merry.“

Er wurde verwirrt, sehr verwirrt. Sie schritten eine Weile still dahin. Er wollte etwas sagen, ihr seine Dankbarkeit beweisen, ihr etwas Gutes thun. Er hatte das Bedürfnis, ihr seine Gefühle zu zeigen; nicht, um wieder etwas zu fordern, sondern damit sie wissen könne, wie hoch sie ihm stand — um ihr zu huldbigen.

Aber er vermochte nichts zu sagen, er fand keine Form für das, was er ausdrücken wollte. Er schritt mit dem Gefühl dahin, unhöflich zu sein, weil er so schweigsam war.

„Hier warten wir auf den Car,“ sagte sie, und sie blieben stehen. Thirty-Street war hier ziemlich still. In der Ferne vernahmten sie das Getöse des Cars, der sich näherte. Das Klingeln, das bald unterbrochen wurde, bald sich wieder fortsetzte, meldete ihnen, wenn er an einer Straßenecke Halt machte und wenn er wieder weiter rollte.

Endlich brauste er in gewaltiger Schnelligkeit daher. Lärm und Getöse und schrilles Geklingel erfüllten die ganze Straße. Die Frau schwenkte ihren Muff. Da freischien die Bremsen schrecklich, das Klingeln hörte auf, und der Car machte halt. Die Kapitänin und Benn stiegen in den geheizten Wagen, und er rollte mit demselben Getöse wie vorher weiter.

Ein paar Herren saßen neben der Thür. Sonst niemand. Die Kapitänin ging an ihnen vorüber und setzte sich in die hinterste Ecke, und Benn folgte ihr. Er sah, wie die Herren sie einen Augenblick fixirten, und ward von einem Gefühl des Stolzes erfüllt, mit einer so jungen, hübschen und eleganten Dame gesehen zu werden. . . .

Der Kondukteur kam heran und stellte sich vor sie hin. Die Kapitänin zog ihre grüne Börse und bezahlte. Während dessen saß Benn unbeweglich und starrte verlegen und peinlich berührt vor sich hin. Endlich sagte er: „Ich habe leider noch kein Geld bekommen Frau M—Merry.“ Er stammelte, und seine Stimme bebte. Da fühlte er, wie sie die Hand, die ihr zunächst lag, drückte, langsam, aber warm. Und sie lächelte.

„Wollen Sie denn die Ausgaben bezahlen, die Sie um meinetwillen haben, Benn?“

Sogleich begriff er, daß er eine Dummheit gesagt hatte: Er war heute ja ihr Diener, er bekam Bezahlung für seine Arbeit. Aber ihr Lächeln und ihr Händedruck bereiteten ihm eine so große Freude, daß er seine Dummheit nicht bereute.

Er dachte daran, wie gut und liebevoll sie war, daß sie ihn sicher, o, ganz sicher gern hatte, da sie ihm erlaubt hatte, sie Merry zu nennen. Und wie schön nahe sie ihm war! Er fühlte nicht die Bank, auf der er saß, die Häuser tanzten am Fenster vorbei. Leute strömten in allen Richtungen. Kinder liefen umher und rutschten auf den gefrorenen Rinnsteinen. Er sah alles, wie in einem Nebel, sah es, ohne es zu erfassen. Das Leben draußen auf der Straße war etwas, das ihn nichts anging. Er gab sich einem namenlosen Wohlbehagen hin und wünschte, die Fahrt möchte noch lange, sehr lange dauern.

Da freischien die Bremse unter dem Car, und die Schnelligkeit ließ ruckweise nach. Die Kapitänin und Benn stiegen aus und gingen hinüber zu einem Pferdebahnwagen. Sie fuhren durch die Hamilton-Avenue und darauf eine Seitenstraße hinauf. Der Wagen war fast voll von Menschen und der Platz knapp genug.

Benn hatte eine fast feindselige Empfindung gegen all diese Leute. Sie beraubten ihn der Freude, mit ihr allein zu sein. Das Leben draußen begann ihn zu interessieren. Es wurde lebhafter, je weiter sie fuhren. Die Gebäude wurden größer und schöner.

Plötzlich blieb der Wagen stehen. Die Thür wurde zur Seite geschoben.

Ein kalter Luftzug fuhr herein. Die Leute stiegen aus und ein. Die Thüre wurde wieder zugerissen, und die Pferde trabten weiter.

Endlich auf einem Platz, auf den diese Straße ausmündete, stiegen alle aus. Kälte, Lärm und ein wüstes Durcheinander schlug ihnen entgegen.

Die Pferdebahnen, Arbeitskarren und Equipagen kreuzten durcheinander. Tausende von Menschen wimmelten umher. Von den Klais, den Werkstätten und Fabriken am Fluß her ward die Luft von Hämmern und Stöhnen und Schlägen erfüllt. Und über allen Häuptern brauste der Eisenbahnzug, droben auf der Brooklyner Brücke mit gleichmäßig dumpfem Donnern dahin.

„Geben Sie mir Ihren Arm, Benn!“ Er that es, und sie liefen und gingen über die Pferdebahnlinien, die in allen Richtungen den Platz überquerten. Mehrmals mußten sie stehen bleiben, um nicht überfahren zu werden; aber sobald der Weg frei war, liefen und gingen sie in derselben Richtung, wie vorher weiter. Sie zog ihn fest mit sich. Er wußte nicht, wie lange sie auf diese Weise dahingeeilt waren.

Endlich erreichten sie die richtige Pferdebahn und stiegen ein. Von neuem rollten sie davon. Nur ein Mädchen mit ein paar kleinen Kindern saß in einer Ecke des Wagens.

„Seken wir uns in die Nähe des Ovens! Hier zieht es,“ sagte die Kapitänin.

Sie thaten es, und wieder konnte er ihre Nähe mit Ruhe genießen. Er fand, sie wären so bekannt und vertraut geworden. Es war noch keine Stunde, die sie zusammen verbracht hatten, und doch eine unbestimmbar lange Zeit, unbestimmbar, weil sie eben so wenig nach Stunden, wie nach Tagen gemessen werden konnte.

Als der Kondukteur kam, um das Fahrgeld zu verlangen, war er wieder verlegen darüber, daß sie für sie Beide bezahlte.

Sie waren wieder allein mit dem Mädchen und den Kindern. Sie ergriff seine Hand, die auf dem Knie lag, und behielt sie. So blieben sie eine Weile sitzen, ohne einander anzusehen und ohne etwas zu sagen.

Eine alte Frau kam herein und stieg um ein Weilschen wieder aus, ein Mann sprang hinten auf den Wagen und hüpfte an der nächsten Straßenecke wieder ab. Aber Merry und Benn blieben Hand in Hand sitzen.

Er hatte sich an die Wand gelehnt und starrte unter den halbgeschlossenen Augenlidern hervor, gerade vor sich hin. Seine Brust ging schwer, und sein Kopf stieß leicht gegen die Wand, jedesmal wenn seine Pulsadern schlugen.

Wie lieb sie mich haben muß, war das einzige, was sein verwirrtes Hirn zu denken vermochte.

Dann kamen sie in einen Tunnel hinein. Dichtes Dunkel umgab sie, und der rollende Laut des Wagens nahm plötzlich und ungeheuerlich zu. Sie drückte seine Hand fester. Aber er riß sie los, umschlang Merry mit seinen Armen und drückte sie mit leidenschaftlichem Ruß an sich. — Die Kinder weinten.

Als der Wagen wieder in das Tageslicht hinausrollte, sah er einige Schritte von ihr entfernt und blickte zum Fenster hinaus. Er wagte nicht, nach ihr hinzusehen, merkte aber doch, daß sie sich niederbog, um ihren Muff aufzuheben, der herabgefallen war.

Er hörte, wie das Kindermädchen in Babyenglisch den Kleinen, die noch immer schluchzten, beruhigend zusprach. Er drückte die Stirn gegen die kalte, feuchte Fensterscheibe. Dann wischte er die Feuchtigkeit mit der Hand ab und legte diese auf seine heißen Wangen. Das hitzige Pochen des Blutes ließ nach, und das Zittern des Körpers wurde schwächer und langsamer.

Ein großes Gebäude, höher als die anderen, stieg plötzlich empor. Er blickte auf und las die goldenen meterlangen Buchstaben: Hotel Central.

Aber der Wagen rollte weiter, immer weiter, an dem Centralpark vorbei und noch weiter.

Endlich stand die Kapitänin auf. Der Wagen hielt an, und sie stiegen aus.

Sie bogen in eine Seitengasse ein. Jedes Haus hatte hier einen kleinen Garten, und das verlieh der Gegend ein ländliches Gepräge. Die nackten, schwarzen Zweige der Bäume streckten sich über die Gartenzäune zum düsteren Winterhimmel empor. Man sah nur wenige Menschen auf der Straße und keiner von ihnen beachtete Kerry und Benn. Hier herrschte eine tiefe Stille, die angenehm wirkte, besonders nach all dem Lärm, aus dem sie herkamen. Es war, als wären sie plötzlich in eine andere Stadt verlegt.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der Erfinder.

Novelle von Harry Alis. Deutsch von Wilhelm Thal.  
(Schluß.)

III.

Plötzlich erhob sich Herr Vornay und erklärte:

„Es ist Zeit, ins Ministerium zu gehen.“

Sie grüßten und verließen das Lokal. Unter dem Eindruck des schönen Wetters, das draußen herrschte, fühlten sie sich gestärkt und geträufelt. Ihr nachdenkliches Gesicht hellte sich auf. Die Frau hing sich an den Arm ihres Gefährten.

„Ich glaube, es wird gut gehen; nicht wahr, Herr Vornay?“

„Hoffen wir . . . es ist unsere letzte Hilfsquelle . . . Da ist das Ministerium.“

Sie traten unter den Bogen, wo sich die Beamten mit den Besuchern kreuzten. Mehrere trugen dicke Papiere unter den Armen; viele waren desorientiert. Angefächelt der vielen Höfe, Treppen und Türen blieben sie verlegen stehen. Links bemerkten sie einen grauen Menschen in blauer Livree mit goldenen Knöpfen und Galons, der ruhig seinen Badenbart strich.

„Verzeihung, mein Herr,“ sagte der alte Mann näher tretend, „können Sie mir vielleicht das Bureau des Herrn Gérard zeigen?“

Der Portier betrachtete ihn, ohne den Kopf zu wenden, verächtlich von der Seite, dann antwortete er nach einer Pause:

„Gérard? . . . Kenne ich nicht. . . Wenden Sie sich an einen Nuntius.“

Auch der Nuntius kannte ihn nicht. Im Marineministerium gab es wohl einen Guérard, einen Girard, einen Gorard, aber keinen Gérard.

„In welcher Angelegenheit kommen Sie denn?“

„Wegen einer Erfindung,“ versetzte die Frau nähere tretend.

„Dann ist es jedenfalls Herr Guérard, mit dem Sie sprechen wollen. . . Im Hof hinten, Treppe rechts, im ersten Stock.“

Sie stiegen hinauf und erkundigten sich weiter. Er wäre heute nicht gekommen . . . aber morgen . . . wenn nicht . . .

Die alten Leute waren ganz niedergeschlagen und berathschlagten einen Augenblick mit einander. Im Korridor ging ein Herr vorüber; dem setzten sie ihre Angelegenheit auseinander. Der Herr gehörte zwar nicht zum Ministerium, rieth ihnen aber doch, sich an die Materialdirektion zu wenden.

Sie fragten nach dem Chef der Materialabtheilung; und auf die unklaren Angaben eines Bureauadmiuers hin liefen sie längere Zeit in einer Flucht von dunklen Korridoren, Türen und Treppen hin und her. Beamte huschten wie Schatten an ihnen vorüber; an manchen Stellen mußten sie Treppen hinabsteigen und oft hielten sie sich an den Wänden fest, um nicht zu fallen.

Die alten Leute fingen an, unruhig zu werden, sie kannten sich in diesem Labyrinth nicht mehr aus. Die Angaben, die man ihnen nach und nach ertheilte: Schiffbau . . . Flottenbewegung . . . Treppe links . . . dritte Thür . . . tanzten in ihrem Kopfe eine wahre Sarabande. Endlich kamen sie an der richtigen Thür an.

„Den Herrn Chef der Material-Abtheilung?“ fragte Herr Vornay.

„Sie meinen jedenfalls den Herrn „Direktor“ der Material-Abtheilung,“ berichtigte der Thürsteher.

„Ja, ganz recht!“

„Haben Sie eine Karte?“

Der Greis zog, nachdem er einen Augenblick gesucht, aus seiner Rocktasche ein armseliges Notizbuch, aus dem zerknitterte, beschmutzte, von der Zeit vergilbte Papiere hervorjahen. In einer Ecke befanden sich, sorgfältig in Seidenpapier gewickelt, einige Visitenkarten. Er nahm eine heraus und reichte sie ihm und der Thürsteher las mit halbblauer Stimme: S. Vornay, Zivil-Ingenieur. Er schnitt eine verächtliche Grimasse und betrachtete den Erfinder. Dieser schlecht gekleidete Ingenieur, der nicht einmal eine Dekoration aufzuweisen hatte, stößte ihm kein Vertrauen ein. Trotzdem ging er in das Kabinet und kam einen Augenblick später wieder zurück:

„Sie können eintreten.“

Als sie den Fuß in den hellerleuchteten Saal setzten, blieben die alten Leute geblendet stehen und sahen zunächst gar nichts. Nach und nach unterschieden sie die Wände, die mit Seelarten behängt waren. In der Mitte des Gemaches standen verleinerte Schiffsmodelle in äußerst feiner Ausführung auf Konsolen. Hinter einem Tisch aus Nußbaum, dem Kamin gegenüber, saß ein bieder Herr mit weißen Haaren, der eine Kojette

im Knopfloch trug. Er grüßte mit leichtem Kopfnicken und fragte in schleppendem Tone:

„Was wünschen Sie?“

Schüchtern begann Herr Vornay seine Angelegenheit zu erzählen:

„Schon gut,“ unterbrach ihn der hohe Beamte. „Ich werde Sie an meinen Subdirektor Herrn Blanchut weisen.“

Er klingelte und gab den Befehl, die Besucher zu geleiten. Von Neuem durchschritten sie schwarze, mit grünen Kartons angefüllte Korridore. Herr Blanchut, der eine weniger große Kojette als sein Direktor trug, empfing sie in seinem Kabinet, wo kleinere und weniger hübsche Schiffsmodelle auf Sockeln ruhten. Herr Blanchut war mager, seine Haare spielten ins Graue. Er war sehr geschwätzig, ließ Herrn Vornay sich längere Zeit aussprechen und wiederholte dann:

„Ach ja, die Erfindungen . . . Wir haben darin solche nicht untergehbaren Schiffe zu Hunderten . . .“

Dabei deutete er ironisch auf eine Reihe von Aktenstücken und in seiner Stimme lag die Verachtung des in sicherer Stellung befindlichen Mannes gegen den Abenteurer, der Entdeckungen nach jagt . . .

„Aber, mein Herr . . .“ sagte der alte Mann blaß werdend.

„Ach ja, ich weiß; die anderen sind nichts werth und die Ihrige ist gut. Das ist immer dasselbe Lied . . . Sie wollen also Bescheid wissen? . . . Fragen Sie Herrn Ballot, meinen Bureauchef.“

Sie gingen hinaus. Diesmal ließ der alte Mann den Kopf hängen und sagte auf dem Flur in muthlosem Tone:

„Es ist zu Ende. Sie werden nichts geben.“

„Doch, doch,“ versetzte die alte Frau. „Sonst würden sie sich gar nicht erst stören lassen. . . Du hast doch gesehen, sie sind desorientiert.“

Sie sagte das, um ihn zu trösten, doch die Furcht schnürte ihm das Herz ein.

Herr Ballot, ein bieder, untergesetzter Mann, war nur Ritter der Ehrenlegion; doch er war darauf nicht weniger stolz. Sein Band war sehr breit, und zeitweise warf er einen zärtlichen Blick auf sein Knopfloch. In seinem Bureau befanden sich keine hübschen Modelle mehr, sondern nur vergilbte, staubige Aktenstöße. Dagegen war alles mit den grünen Kartons angefüllt. In allen Winkeln, an den Wänden, auf den Tischen standen welche; und durch eine halbgeöffnete Thür bemerkte man in den Bureaus der Unterbeamten andere Stöße von Kartons, die symmetrisch aufgestellt und mit weißen Etiquettes versehen waren.

Zum dritten Male mußte Herr Vornay den Zweck seines Besuches auseinandersetzen. Aufgeregt, zitternd, in der Ueberzeugung, daß seine letzte Hoffnung scheiterte, legte er eine vollständige Beichte ab. Er erzählte von seiner Erfindung, seiner Verbindung mit dem Patentanwalt Cassaret, dem Wortbruch des letzteren und den Schritten, die er bereits im Marineministerium unternommen. Seitdem hatte er sich häufig im Ministerium eingestellt, um das Resultat der Experimente zu erfahren; man hatte ihn stets ersucht, wiederzukommen, aber beim letzten Mal hatte man ihm fest versprochen . . .

Herr Ballot hörte mit ernster Miene zu und schüttelte von Zeit zu Zeit den Kopf; dann ließ er sich von einem Beamten mehrere alte Register kommen, blätterte dieselben durch, erklärte, in der Verwaltung ginge nie etwas verloren und fand die Sache nicht. Glücklicherweise erinnerte sich der Beamte daran und entdeckte das Fascikel. Herr Ballot durchflog es schnell. Die Berichte waren günstig; abgesehen von einigen Einzelheiten waren die Experimente alle geglückt.

Die Augen des alten Erfinders strahlten vor Freude, und der gebeugte Rücken der Frau richtete sich stolz empor.

Herr Vornay ergriff wieder das Wort; „er wäre sehr glücklich, sehr glücklich. . . Aber . . . er schäme sich, es einzugestehen . . . sein Bruch mit Cassaret habe ihm seine letzte Hilfsquelle geraubt . . . Das Patent müsse erneuert werden . . . er müsse um jeden Preis bezahlen.“

Da nun die Experimente so günstige Resultate ergeben hätten, so hoffte er, werde der Staat . . . seine Erfindung habe ein wirkliches Interesse . . . und aus Menschlichkeitsrücksichten . . . dacht er . . . daß ein Vorstoß . . .“

Herr Ballot unterbrach ihn: eine Unterstützung gewiß . . . es wäre zweckmäßig ein Besuch einzureichen . . . das würde vielleicht bewilligt werden, wenn die Formalitäten . . .

Ein Besuch? Aber darum wäre er ja gerade gekommen . . . An die schriftliche Einreichung war nicht zu denken . . . Der Verkaufstag war schon morgen, und er hatte kein Geld, um das Patent zu erneuern. . .

Herr Ballot bedauerte, aber dann wäre nichts zu machen. Darauf löste sich die Verwaltung nicht einlassen . . . Sie begreifen die Vorschriften . . . Und er las ihnen mehrere darauf bezügliche Paragraphen vor.

Verzweifelt fragte Herr Vornay, ob man ihn nicht wenigstens ein Attest ausstellen könnte, das das Resultat der Experimente bestätigte. Damit konnte er vielleicht die Summe aufreiben, die er nötig brauchte.

Der Bureauchef war dazu nicht im Stande. Nach einem offiziellen Besuch würde man zusehen . . . die Verwaltung . . .

„Aber, mein Herr,“ sagte die alte Frau hartnäckig, „wenn das Patent morgen Abend nicht erneuert wird, so wird unsere Erfindung Gemeingut . . .“

„Was soll ich dazu thun? Sie hätten sich bei Zeiten vorsehen sollen!“

Er ließ sie hinausgeleiten. Die beiden Alten wagten, verzweifelt, mit Thränen in den Augen, kein Wort zu sprechen und kamen durch die dunklen Treppen und Korridore bis zur Eingangstür.

In der Rue Rohale fuhren die Wagen noch immer vorüber und brachten die Leute, die ihren Lurus und ihren Ueberfluß auf schwellenden Polstern zur Schau trugen, aus dem Bois nach Hause.

IV.

Die armen alten Leute gingen langsam das Trottoir entlang und dachten an das letzte Unglück, das ihrem Elend die Krone aufsetzte. Diese nicht untergehenden Barlen waren ihre einzige Hoffnung, ihre letzte Rettung. . . Am vorigen Tage hatte die Amme wegen unregelmäßiger Bezahlung Lisa's Kind zurückgebracht. . . Morgen fiel das nicht erneuerte Patent dem Gemeingut, zu und ihre letzte Hoffnung sank in Trümmern. . .

Die Augen starr zur Erde geheftet, ging der Alte mit der fixen Idee weiter, daß es besser wäre, jetzt, da doch alles verloren war, ein für alle Mal ein Ende zu machen. Ein Dolchstoß ins Herz, und alles wäre vorüber. Doch er dachte an sein armes, altes Weib, an Lisa und den Kleinen, der allein zurückbleiben würde. . . Ein Wuthanfall, der gegen die ganze Gesellschaft gerichtet war, packte ihn.

„Jules,“ sagte die alte Frau mit ihrer sanften Stimme, „ich will nach Hause gehen. Du mußt heute Abend noch suchen. . .“ Aus Furcht, in Thränen auszubrechen, nickte er ihr, ohne zu sprechen, ein „Ja“ zu und entfernte sich mit schnellen Schritten.

Suchen? Seit Monaten that er ja nichts weiter. Er hatte alles versucht, bevor er ins Ministerium gegangen war, und wußte, ein solcher Schritt würde unnütz sein. . .

In der Wohnung erwarteten die beiden Frauen die Rückkehr des Vaters. Lisa war seit dem Tode ihres Gatten düster, niedergeschlagen und kränklich.

Von Zeit zu Zeit trat die Alte ans Fenster und sagte: „Er kommt nicht. Er wird etwas gefunden haben.“

Die junge Frau versuchte, ihr zuzulächeln, dann fiel sie in ihre Niedergeschlagenheit zurück und heftete den Blick starr auf die Wiege des Kindes.

Groß, blaß und blond sah sie in ihren schwarzen Kleidern wunderbar schön aus. Sie wußte, sie würde sterben, der Schatten ihres theuren Gatten rief sie zu sich. Gewiß liebte sie ihr Kind, das arme schwache Wesen; doch auch das Kind trug den Todesstempel auf der Stirn, wie eine kleine Blume erlosch es, und so erwartete auch sie den Tag, der beider Leben ein Ende machte.

Die Alten hofften noch auf eine Heilung. Die Aerzte hatten gesagt, die Reifen, das Landleben würden Lisa und das Kind retten! Doch wo sollte man das nöthige Geld aufstreifen?

Plötzlich bemerkte die Alte an der Straßenecke den Vater. Doch ach! er ging mit gesenktem Haupte, als wenn er sich schämte, und sie erkannte, daß seine letzte Hoffnung gescheitert war. Daher wagte sie auch nichts zu sagen. Er trat einen Augenblick darauf ins Zimmer, ließ sich auf einen Stuhl fallen und stieß zwischen den Zähnen hervor: „Nichts!“

Diesmal konnte die Alte sich nicht mehr halten, sie brach in krampfhaftes Schreien aus, während große Thränen über das Gesicht des Mannes rollten und seine moehigen Hände besuchten. Die Fäuste zusammendrückend, betrachtete er die Wiege, in der der Kleine friedlich schlummerte. Eine wahnsinnige Lust erfaßte ihn, alles zu tödten und dann mit sich selbst ein Ende zu machen. Rothe Schleier zogen an seinen Augen vorbei. . .

Lisa betrachtete sie, murmelte „die Armen! die Armen!“ und weinte leise vor sich hin.

Am nächsten Morgen, während Lisa noch schlummerte, erhob sich der alte Mann und holte Papiere aus dem Schrank. Trotz seiner Vorsicht hörte ihn die Mutter, die nicht geschlafen hatte, und flüsterte ihm mit leiser Stimme zu:

„Ja, ja. . . es muß sein.“

Sie errieth seine Absicht. Er begab sich zu Herrn Cassaret. Der Patentanwalt, der noch nicht aufgestanden war, ließ ihn warten. Endlich erschien er; Herr Vornah erinnerte ihn an ihre Abmachungen und schilderte die Situation, in die ihn der Wortbruch seines Kompagnons gebracht hatte.

Der Patentanwalt zuckte die Achseln, sprach von den schlechten Geschäften und von den Umständen, die ihn verhindert hatten, seinen Verpflichtungen nachzukommen.

Vergeblich sprach der Alte von den Experimenten und vom Ministerium. Cassaret wiederholte mit eigenwilliger Hartnäckigkeit:

„Ich kann nicht. . . ich kann nicht. . .“

Schließlich bot er ihm an, er wolle ihm das Patent für 2000 Franks ein- für allemal ablaufen. Das that er aber nur, um Herrn Vornah einen Gefallen zu thun, denn sonst. . .

Dieses Patent war für den Greis das Resultat zehnjähriger geduldiger Forschungen und kostspieliger Experimente. Mehr als 10 000 Franks waren bereits ausgegeben worden, um die Entdeckung überhaupt zu ermöglichen. Zu Beginn ihrer Beziehungen sprach Herr Cassaret von riesenhafter Verbreitung, von einem Millionengeschäft. Heute, da er den Erfinder in Händen hatte, bot er ihm 2000 Franks!

Der Greis ging auf den Vorschlag ein. Er steckte die Banknoten in die Tasche und legte sie, nach Hause zurückgekehrt, auf den Tisch, an dem die Mutter mit rothgeweineten Augen saß. Sie ergriff seine Hand, und Beide setzten sich verzweifelt vor diesem Gelde nieder, das den vollständigen Zusammenbruch ihrer Hoffnungen verkörperte.

Nach längerer Pause sagte der alte Mann: „Wir müssen das Kind und Lisa nach Algier schicken.“

V.

Seit fünf Jahren schliefen Mutter und Kind den ewigen Schlummer. Die Sonne Algiers hatte sie nicht retten können. Jetzt suchte der Erfinder nicht mehr; er erklärte sich für besiegt. Nur eine Art Drehorgel hatte er sich aus weißem Holz und alten Stahlstücken zusammengebaut. Diese Arbeit hatte drei Jahre in Anspruch genommen. Die Alte und er empfanden für diesen Kasten, der das Endergebnis eines ganzen Forscherlebens bildete, eine starke und seltsame Zuneigung. Alle Abende staubte Madame Vornah die Drehorgel sorgfältig ab und stellte sie fort. Am Tage gingen sie durch die öden Straßen, schleppten sich in die Höfe auf dem linken Ufer und flehten das öffentliche Mitleid an. Der Mann drehte die Orgel und die Frau sammelte die Sousstücke auf, die man ihnen, in Papier eingewickelt aus den Fenstern zuwarf. Dann ergriff sie wieder Vornah's Arm und sie zogen weiter. In dem Stadtviertel nannte man den früheren Ingenieur den Vater „Kein Glück“, weil er diesen Ausdruck jeden Augenblick auf den Lippen hatte.

Diese Existenz führten sie lange Zeit. Dann erlosch die Alte plötzlich wie eine arme kleine Lampe, der das Öl fehlt, und der alte Mann blieb mit seiner Orgel allein auf der Welt zurück.

Nun hörte er auf, auf die Höfe zu gehen, er wartete in den Thorwegen unbeweglich, in anscheinend tiefe Betrachtung versunken. Er lebte, ohne zu wissen warum, wie ein Thier. Abends zog er aus seiner Tasche die von der Barmherzigkeit ihm zugeworfenen Sousstücke und ging essen, ohne an den nächsten Tag zu denken. Wenn er nichts hatte, dann fastete er. Doch das geschah selten, denn die Töne der Orgel erweckten die Aufmerksamkeit der Spaziergänger und das arme abgemagerte Gesicht, der lange, hagere Körper des Greises regten zum Mitleid an.

Eine seltsame Liebe zu der Orgel lebte noch in ihm. Auf diesen seinen letzten Erwerbsgegenstand schien er die ganze Zuneigung zu übertragen, die er für seine früheren Erfindungen empfunden hatte. Doch das Gehör verließ ihn, und schließlich wurde er ganz taub.

Nach und nach indessen verringerte sich sein Schmerz; er kimmerte sich mehr um seine Einnahmen, und gedachte, einige Sous bei Seite zu legen. Doch seltsamerweise schien sich das öffentliche Mitleid in dem Verhältnis zu verringern, als er desselben bedurfte. Abgesehen von einigen Personen aus dem Stadtviertel, die ihn kannten und ihm ihr gewöhnliches Almosen zuwarfen, drehten sich die Spaziergänger nicht mehr nach ihm um. Unruhig geworden, drehte er nur noch heftiger seine Orgel und erschöpfte sich in unnützen Anstrengungen. Doch ach! das arme, abgebrauchte Instrument gab keinen Ton mehr von sich. Wenn die Vorübergehenden zufällig stehen blieben, dann lächelten sie höhnisch über die vergeblichen Bemühungen des augenscheinlich kindisch gewordenen Greises.

Eines Tages sprach der Krämer an der Ecke zu ihm: „Hören Sie, Vater „Kein Glück“; bilden Sie sich etwa ein, daß Sie etwas spielen?“

Der Greis verstand nicht und der andere fuhr fort: „Sie geht nicht mehr, Ihre Maschine.“

„Wie?“

„Man hört nichts mehr!“

„Nichts! nichts!“ wiederholte der Greis, ging fort und startete seinen Kasten an. Noch immer glaubte er, man habe ihn zum besten. Trotzdem stellte er sich vom Zweifel gerührt hinter ein Kind und fing plötzlich an zu spielen. Das Kind rührte sich nicht. Nur blieb der Alte stehen und riß die Augen auf, als ob sich plötzlich ein Abgrund vor ihm öffnete. Eine schreckliche Angst bemächtigte sich seiner, und mechanisch fing er an, wie ein Automat die Orgel zu drehen.

So setzte er seine jämmerliche Pantomime Tage und Monate hindurch fort, und die Leute blieben betroffen stehen, wenn sie in den dunklen Ecken einen Greis stehen sahen, der mit idiotenhafter Beharrlichkeit einen Kasten drehte, aus dem nur zeitweise ein knarrendes Geräusch hervorkam. . .

Eines Tages las man in einem Boulevardblatt unter den „Vermischten Nachrichten“:

„Gestern ist ein Greis über das Geländer des Pont du Change geklettert und hat sich in die Seine gestürzt. Schiffer, die ihn bemerkten hatten, eilten in einer Barke zu seiner Rettung herbei. Trotz ihrer Anstrengungen konnten sie nur einen Leichnam auffischen, der als der eines Drehorgelenspielers vom linken Seine-Ufer erkannt wurde. Wir wollen noch hinzufügen, daß die Schiffer nur mit den nicht untergehenden Barlen des Herrn Cassaret die Auffindung bewerkstelligen konnten, der durch seine unschätzbare Erfindung der Menschheit einen großen Dienst geleistet hat. Wir haben übrigens das Vergnügen, mittheilen zu können, daß der große Industrielle soeben die so wohl verdiente Dekoration erhalten, und daß der Staat für einen fabelhaften Preis das Recht erworben hat, Barlen nach seinem System anzufertigen.“

Diese Lokalnotiz hatte dreihundert Franks geloset. — —

## Kleines Feuilleton.

— **Briefträger in China.** Bei der Abneigung der Chinesen gegen Eisenbahnen läßt zwar die Briefbeförderung in China an Schnelligkeit nichts zu wünschen übrig, doch wird die Post, soweit man bis jetzt von einer solchen Einrichtung reden kann, von den Eingeborenen sehr in Anspruch genommen. Dies gilt, wie man der „Stöln. Ztg.“ schreibt, besonders in bezug auf Berthendungen, für deren Sicherheit der Staat jede Gewähr übernimmt. Im Innern des weiten Reiches giebt es in jedem Orte Postanstalten, die innerhalb ihres bestimmten Bezirkes die Verbindungen aufrechterhalten. Die Beförderung geschieht durch Postboten, kräftige und unerschrockene Männer, die beständig zwischen zwei Orten unterwegs sind und Postkassen im Gewicht bis zu 40 Kilogramm auf dem Rücken tragen. Da die Voten tüchtige Fußgänger sind, kommen sie verhältnismäßig rasch von Ort zu Ort. Sobald der Vote seine Endstation erreicht hat, liefert er seine Sachen ab, und ein hier wartender Kollege marschirt sofort nach der Unfortsetzung weiter, während der eingetroffene oder ein anderer Postbote mit der angekommenen Post baldigst wieder den Rückweg antritt. Auf diese Weise findet ein fortwährendes Postverkehr statt, ganz gleichgültig, ob es Tag oder Nacht, schönes oder schlechtes Wetter ist. Die Marschlinien sind planmäßig angeordnet, sobald die Beförderung von Briefen und Paketen auf den schnellsten Wegen und ohne Unterbrechung durch das ganze Reich erfolgt. Der chinesische Briefträger muß vor allem kräftig sein, denn es ist keine Kleinigkeit, mehrmals täglich im Donnermarsch einen langen Weg zurückzulegen und noch dazu mit einem Gepäck auf dem Rücken, das das festgesetzte Meißengewicht von 40 Kilogramm nur selten nicht erreicht. Häufig muß er den ganzen Weg im Laufschrift zurücklegen, denn die Zeiten sind knapp berechnet. Um stets dienstfähig zu sein, muß sich der chinesische Postbote tüchtig trainieren, und es herrscht daher unter diesen Leuten die Eigenthümlichkeit, daß sie sich nie ordentlich satt essen, da sie einen vollen Magen für schädlich halten. Sie treten aber auch den Marsch nicht mit nüchternem Magen an; Regel ist, nur so viel zu essen, daß der Hunger einigermaßen gestillt ist. Die Chinesen haben im allgemeinen eine merkwürdige Scheu vor der Nacht, weil sie glauben, daß dann die bösen Geister und Kobolde ihr Unwesen treiben. Der Postbote jedoch darf sich nicht fürchten; er muß ohne Unterbrechung durch Wald und Gärten, über Berge und Thäler wandern und wird streng bestraft, wenn er sich verspätet und aus Furcht verleiten läßt, zur Nachtzeit langsamer als bei Tage zu marschieren. Auch muß er muthig und tapfer sein, um sich gegen Begehrer, die in China zahlreich sind, zu vertheidigen. Vom Postboten wird verlangt, daß er es selbst mit mehreren Räubern aufnimmt, und um diese Fähigkeit zu zeigen, muß er vor seiner Anstellung eine eigenthümliche Probe ablegen. Auf einer sich in ziemlicher Höhe befindenden wagemuthigen Stange werden an langen Stricken eine Menge schwerer Sandsäcke aufgehängt. Mitten darunter hat sich der Bewerber zu stellen, und seine Aufgabe ist nun, durch kräftige Stöße die sämtlichen Säcke in starke Schwingung zu bringen und dann schnell zwischen den schwingenden Säcken hindurchzulaufen, ohne sich von einem der Säcke treffen zu lassen. Er muß somit sehr gewandt sein, denn ein Schlag von dem schweren Sack würde ihn niederschlagen und er wäre damit zugleich mit seiner Prüfung durchgefallen.

### Theater.

Das Schiller-Theater nahm am Mittwoch Chegaray's viel aufgeführtes Drama „Galeotto“ in seinen Spielplan auf. Als dies Schauspiel des spanischen Neu-Romantikers zum ersten Male im Deutschen Theater aufgeführt wurde, war man überrascht und geneigt, Chegaray's poetische Kraft zu überschätzen. Man erfuhr, daß das spanische Theater eine neue und an Zahl der Bühnenwerke sehr fruchtbare romantische Periode erlebe, und gerade im „Galeotto“ hatte ein geistvoller Mann das alte Thema vom großen Kuppler, dem Hans Fledermann, der die Unschuldigen vergiftet, in fesselnder und wirksamer Beleuchtung auf moderne Verhältnisse angewandt. Noch immer ruht der große Galeotto, der Kuppler und Verleumder, nicht noch immer wittert er in harmlosen Verhältnissen das Niedrige, bis er schließlich die Reinen zu Falle bringt.

Auch ein Hauch aus der modernen Anklageliteratur weht durch das Drama, der rührt aber das lammfromme Publikum des Schiller-Theaters nicht. Das hielt sich vielmehr an die rührsame Spannung, in die es durch Patry und Fräulein Paulh (Don Manuel und Julia, sein Weib), wie durch Herrn Bach (den jungen Freund der Gatten) versetzt wurde. Rainz zählt diese Rolle zu den besten seines Repertoires; und Herr Bach ludte von Anfang an, als er im Schiller-Theater auf sich aufmerksam machte, die Weise des Herrn Rainz nachzuahmen. Er kam aber dabei nicht vorwärts.

— Die „Kere freie Volkshöhne“ bringt Sonntag, den 8. Mai, im Thalia-Theater „Liebele“, Schauspiel in vier Akten von Arthur Schnitzler zur Aufführung. Die Regie hat Herr Claudius Merlen.

### Aus dem Thierleben.

— Die Fortpflanzung der grauen Robbe, die an den englischen Küsten, namentlich im Norden Orkaden, Hebriden, Schottlands-Inseln häufig ist, aber bis Jersey kommt, hat H. C. Harting studirt und einen Bericht gegeben, aus dem wir nach „Nature“ einige

Einzelheiten mittheilen. Die Jungen kommen Ende September oder Anfang Oktober zur Welt und sind dicht mit weichem Haar bedeckt, welches erst ausfällt, wenn sie ins Wasser gehen, so daß sie von vorn gesehen, fast an einen Fubel erinnern. Die Weibchen, welche mit 3—4 Jahren geschlechtsreif werden, bringen jedesmal nur ein Junges zur Welt, welches die ersten Wochen seines Lebens unter der Pflege der Mutter auf dem Lande zubringt und sich niemals weit von seinem Geburtsplatz entfernt. Die Jungen schlafen während dieser Zeit viel und verlieren ihren dicken Wollpelz erst nach zwei bis drei Wochen, worauf er dem kurzen und straffen Haar der erwachsenen Seehunde Platz macht. Entgegen der Gewohnheit des gemeinen Seehundes, dessen Junge schon wenige Stunden nach ihrer Geburt ins Wasser gehen, benimmt sich die Graurobbe, so lange sie noch ihren Mütterchen besitzt, als Landthier. Harting vermutet, daß dieses auffallende Benehmen damit zusammenhängt, daß die Graurobbe meist auf abgelegenen Inseln, wo die Jungen wenig gefährdet sind und das Wasser nicht als Zuflucht aufzufuchen brauchen, ihre Wochenstube aufschlägt, während der gemeine Seehund an belebteren Küsten lebt. Es wäre da ein ähnlicher Unterschied, wie zwischen jungen Kaninchen und Häschen, von denen die ersteren im Stall blind und hilflos sind, während die Häschen früh um sich schauen und auf ihre Sicherheit bedacht sein müssen. — („Prometheus“.)

### Humoristisches.

— Die Prager Polizei hat durch ein gelungenes Stücklein wieder einmal ihre Schlaubert bewiesen. Der Redakteur der in Prag erscheinenden sozialistischen Revue „Mademie“, Dr. Alfred Meißner, wurde vor einigen Tagen zum Polizeikommissariat gerufen. Der Kommissär — bei der staatlichen Polizei sind die Kommissäre Juristen! — frag ihn, wie er dazu komme, in der Schweiz Gedichte drucken und verlegen zu lassen, und deutete auf ein Paket, das auf seinem Tische lag. Genosse Meißner konnte sich nicht erinnern, jemals Dichter gewesen zu sein, und mußte das Aufsehen des Kommissärs mit dem Bedeuten ablehnen, daß wohl ein Irrthum vorliegen müsse. Auf die Frage des Genossen Meißner, ob die Polizei nicht vielleicht den Prager Dichter Alfred Meißner suche, antwortete der Kommissär etwas beschämt, er kenne ihn zwar nicht, erkundigte sich aber lächelnd, ob Genosse Meißner nicht seine nähere Adresse anzugeben wüßte.

Natürlich konnte dies Meißner nicht thun, da der bekannte Prager Revolutionsdichter Alfred Meißner längst nicht mehr unter den Lebenden weilt. Nun war die Sache klar: Ein Züricher Verlag hatte zur fünfzigjährigen Feier der Revolution die Gedichte Meißner's neu herausgegeben und das Buch mußte der österreichischen Polizei unter die Nase gekommen sein. Sofort machte sie sich auf den Weg, nach dem Manne zu fahnden, und erwählte einen Namensvetter des toten Dichters. —

### Vermischtes vom Tage.

— Niedergebrannt sind in Grabow i. M. in der Nacht auf Dienstag acht Wohnhäuser. Dreißig Familien sind obdachlos.

— Der Duellunfug macht weiter Fortschritte. Jüngst forderte ein biederer Schuhmachermeister in Neuenburg (Westpr.) einen Stadtkämmerer, weil dieser ihn aus der Kammeret verwies, als er sich ungebührlich betrug.

— Beim Abbruch des alten Postgebäudes in Dromberg stürzte ein Zimmermeister aus dem zweiten Stockwerk herab und war sofort todt.

— Wie die „Hlenburger Ztg.“ erzählt, gingen zwei, die sich stritten, ob die Stadt Braunschweig über oder unter 100 000 Einwohner habe, folgende Wette ein: Der eine, der sich für die höhere Zahl entschied, sollte so viele Glas Bier bezahlen, als Braunschweig unter 100 000 Einwohner habe, der andere so viel, als Braunschweig mehr habe. Nun hat Braunschweig ca. 126 000 Einwohner — also muß der letztere 26 000 Glas Bier bezahlen und der andere ebenso viel trinken. Nacht zu 1/10 gerechnet, netto 104 Hektoliter. Prost!

— Ein ehemaliger Stabsarzt und die Frau eines Generals aus Blankenburg a. S. haben in der Nähe des Nationaldenkmals auf dem Niedervald gemeinsam Selbstmord verübt.

— Eine aus ihrer Wohnung ermittelte Frau in Ebersfeld sprang in ihrer Verzweiflung mit ihren vier Kindern in die Wupper. Sie wurde gerettet.

— Ein Stellenbesitzer in Neustadt (O.-Schl.) schlug seine Frau so lange mit dem Kopfe gegen die Wand, bis sie starb. Darauf legte er die Todte in einen Sarg und meldete den Sterbefall an. Sein eigener zehnjähriger Sohn hatte ihn aber beobachtet und verrieth ihn.

— Von einem einzelnen Mann, der mit einer Doppelflinte bewaffnet war, wurden 13 Ingenieure in Grassetto (Italien) überfallen. Die tapferen Herren, unter denen ein höherer Unterstaatssekretär sich befand, hatten nichts Eiligeres zu thun, als ihre Brieftaschen auszuleeren und ihren Rückzug anzudeuten.

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint Sonntag, den 8. Mai.